



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Stern, Adolf: Andreas Oppermann : Erinnerungsblätter : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Andreas Oppermann

Erinnerungsblätter von Adolf Stern

(Schluß)



ie beiden Sommer und Winter, die ich mit Andreas Oppermann gemeinsam in Zittau verlebte, stehn mit allen Einzelheiten, mit der übersäumenden Lust und dem leidenschaftlichen Eifer, uns gegenseitig zu fördern, lebendig in meiner Erinnerung. Und nicht nur in meiner. Der Zufall hatte es gefügt, daß sich ein paar interessante Menschen, die gerade nicht zur kleinstädtischen Bevölkerung zählten, unserm engern Kreis anschlossen, daß auch diese Gesellschaft abwechslungsreicher auf den phantasiereichen Zug, den wir den gewohnten Vergnügungen zu geben suchten, wobei Freund Andreas uns andern immer dreimal voraus war, eine Zeit lang mit einging. Gar manche sehr würdige Herren und stattliche Damen gedachten noch Jahrzehnte nachher der Periode, wo wir die „Lustigen von Zittau“ agierten, mit uns so behaglichem Wohlgefallen, als ja Freund Andreas als klassischer Zeuge so bunt bewegter Tage unter ihnen wohnen blieb. Über den Rahmen kleinstädtischer Geselligkeit ließ sich nur bei ein paar besondern Anlässen hinausgehen, z. B. bei der großen Schillerfeier des Jahres 1859, wo wir in der That mit unsern Veranstaltungen in Wettbewerb mit großen Städten treten konnten, und wo sich Oppermann, nachdem er neun erlesene Schönheiten der Stadt als die neun Musen gewonnen hatte, von Moritz Horn ein Festspiel schreiben ließ, in dem er selbst als Apoll auftrat, oder bei einer Aufführung von „Pomp und Schwert,“ die für irgend einen wohlthätigen Zweck unternommen wurde. Aber innerhalb des gegebenen Rahmens, welche Flut von lustigen Einfällen, die fast alle aus Oppermanns Phantasie hervorgingen, belebte und erfrischte die Ausflüge in die Waldberge bei Zittau und über die nahe böhmische Grenze, die kleinen Hausbälle, bei denen er sich die Mühe nicht verdrießen ließ, eine Menuett oder Sarabande einzustudieren, nur um die Langeweile der abgetanzten Rundtänze etwas zu unterbrechen, die vergnügten Picknicks auf dem Töpfer und andern Höhen, auf denen damals noch keine Kneipen standen, die tollen Schlittensfahrten nach Gabel und Böhmisches-Zwickau, nach Friedland und Liebwerda. Er, als Löwe dieser kleinstädtischen Gesellschaft, immer mitten drin, immer bei der Sache, übersprudelnd von guter Laune und doch innerlich ein ganz anderer als der, über den sich die wohlbeleibten Kauf- und Fabrikherren der reichen Handelsstadt vor Lachen ausschütten wollten, und mit dem die jungen Mädchen schön thaten! Sie kümmerten sich weder um die ersten Studien und Bildungsbestrebungen ihres Liebling, noch würden sie an die Stunden voll innerer Selbstprüfung, voll harter Kämpfe, voll

stiller Sehnsucht nach dem aus tiefer religiöser Empfindung erwachsenden Seelenfrieden geglaubt haben, die der lebensfrische und noch so jugendlich übermütige Mann damals wie später durchlebte.

Mit dem ältern Freunde teilte ich die historischen und kunsthistorischen Studien. Wir hatten Nachmittage festgesetzt, in denen wir fortlaufend englische Geschichtsschreiber von Hume bis zu Macaulays eben die Welt erfüllendem Werke durchnahmen; wir lasen miteinander Carlyles Schriften, die uns Oppermanns Bruder Heinrich von Raffraria her dringend empfahl, wir begannen gemeinsam Basaris Leben der Maler durchzuarbeiten und mit den neuern biographischen und kunstgeschichtlichen Arbeiten zu vergleichen, woraus nach und nach, unter eifrigem Zureden unsrer Dresdner Künstlerfreunde das kompilatorische Buch „Das Leben der Maler“ hervorging, das, vollständig vergriffen, von uns beiden später nicht neu bearbeitet werden konnte, weil wir, jeder in anderer Richtung, diesen Studien erwachsen waren. Aber auch das geheimste Seelenleben des Freundes mit seinem ernstern Ringen, mit Hoffnungen, Zweifeln und Wünschen wurde mir erschlossen. Das war für mich von einer Wichtigkeit, die ich heute besser abzuschätzen weiß, als damals in der grünen Zuversicht meiner zwanzig Jahre. Und ich wars ja nicht allein, dem Freund Andreas so viel zu sein vermochte. Aus dem Reichtum, dem frischen Anteil seines Naturells heraus begleitete und förderte er die Entwicklung mehr als eines Strebenden; ein paar jüngere Schüler seines Schwagers Rietschel erfuhren dieselbe Wohlthat, die herzliche Wärme, die er für ihr menschliches und künstlerisches Wachsen hegte, ist ihnen wie mir zu gut gekommen, und einer und der andre von ihnen lebt wohl noch und gedenkt der Freundschaft Oppermanns mit ernstem Dank.

Von alledem, auch von den litterarischen Arbeiten, mit denen sich Oppermann damals beschäftigte, erfuhren die Vergnügten, die in ihm nur einen Mann sahen, der ihnen im Vergnügen „über“ war, so gut wie nichts, und selbst als in dem hübschen Wanderbuch „Aus dem Bregenzer Wald“ ein gedrucktes Zeugnis für die stillen Stunden des Freundes vorlag, erstaunten sie zunächst nur, daß er sich dergleichen Stunden abgemüßt habe. Sich aber klar zu machen, daß in dem prächtigen, lustigen und allezeit bereitwilligen Gesellschafter ein sehr ernstes Mensch mit hohem Schwung der Seele und tiefreichenden geistigen Bedürfnissen steckte, fiel den behaglichen Lebensgenießern gar nicht ein, und ich fürchte, manche von ihnen haben noch dreißig Jahre lang mit Andreas Oppermann fortgelebt, ohne es je zu merken.

Um diese Zeit und bis in die ersten sechziger Jahre war der Freund überzeugt, daß es ihm über kurz oder lang gelingen werde, in Dresden oder anderwärts eine seinen besondern Kräften und Neigungen entsprechende Thätigkeit zu finden. Er wäre gern in bescheidner Stellung in den Verwaltungsdienst eingetreten, wenn er damit einen Zugang zum Sekretariat der Kunstakademie, eine Beteiligung an der Verwaltung der Dresdner Kunstsammlungen hätte gewinnen können. Möglich, daß bei längerem Leben Rietschels hiervon die Rede gewesen wäre.

Doch die Tage des großen Künstlers waren gezählt. Er starb im Februar 1861 angefangs seiner kurz vorher vollendeten Lutherstatue und des großentworfenen, in der Hauptsache noch unausgeführten Reformationsdenkmals für Worms. In den ersten Jahren nach seinem Tode wurde Oppermann tiefer als je vorher und nachher in künstlerische Interessen hineingezogen. Er hatte in den Verhandlungen mit dem Wormser Denkmalkomitee die Rechte der Familie Rietschels zu vertreten; er wirkte mit dem ganzen Feuer seines Wesens und der vollen Ehrlichkeit seiner Über-

zeugung für die weitere Ausführung des Denkmals durch Nietschels letzte Hauptschüler Gustav Kiez und Adolf Domborf und war so glücklich, entgegenstehende Bestrebungen, die mit der Hereinziehung anderer Kräfte auch Nietschels Entwurf zu Fall zu bringen hofften, entscheidend zu besiegen. Er ordnete die Papiere seines Schwagers und begann noch im Jahre 1861 die Ausarbeitung seines Lebensbilds, für das ihm in Nietschels eigenhändigen Jugenderinnerungen eine köstliche Vorarbeit zu Gebote stand. Er blieb der unermüdete Ratgeber und litterarische Beistand der an der Vollendung des Denkmals beteiligten. Seine Thätigkeit in diesen Dingen gipfelte schließlich in der Übernahme der Festrrede bei der Enthüllung des Wormser Lutherdenkmals. Die lautere Begeisterung, die der gläubige evangelische Mensch, der treue Freund des eigentlichen Schöpfers dieses Kunstwerks an dem Weihtag empfand, strömte aus seiner ergreifenden Rede auf die große Versammlung über; es war einer von den Tagen, an denen Andreas Oppermann erwies, daß das Zeug zu einer führenden Rolle in ihm vorhanden sei, obschon er nicht danach strebte.

Denn der Ehrgeiz, der sich selbst auf die Karte des Erfolges setzt, war seiner glücklich gearteten Natur vollkommen fremd. Bezeichnend schrieb er mir, als im Januar 1865 die traurige Nachricht von dem Selbstmordversuch Gutzkows durch die Zeitungen ging: „Inzwischen hat Gutzkows bejammernswerter Selbstmordversuch und sein Zustand alle Sinne so eingenommen, daß ich effektiv an nichts andres zu denken vermag. Welche Verirrung eines solchen Mannes, und wie ist sein Schicksal eine ernste, ernste Mahnung, sich von der Welt mit ihren Ängsten und Räten nicht so anfechten zu lassen, wie es Gutzkow jederzeit gethan hat. Ruhe im Gemüt hat er bei der Arbeitsheize, der er vollkommen unterworfen war, niemals finden können, und so mußte er bei seinem Mangel an Naturell wohl aus Thor und Angeln gehen. Mich wirft das Ereignis geradezu nieder.“

Inzwischen hatten sich in den Jahren 1863 und 1864 Oppermanns weitere Lebensgeschichte entschieden. Eine Biographie Rauchs, des Lehrers Nietschels, an die er dachte, blieb unter der Einwirkung unerfreulicher Schachzüge von Mitverbern ungeschrieben, doch war er später an der Herausgabe des bedeutenden Briefwechsels von Rauch und Nietschel beteiligt. Auch andre litterarische Wünsche und Pläne mußten zurücktreten, seit er sich nach mancherlei Zweifeln und ernstern Erwägungen entschlossen hatte, sich als Rechtsanwalt in der Stadt dauernd niederzulassen, die er bisher als vorübergehenden Aufenthalt angesehen hatte. Das Bedürfnis, eine unabhängige Lebensstellung einzunehmen, war mit der Schärfe seiner Selbstprüfung gewachsen, er war kein weichlicher oder raffinierter Genußmensch, aber er sagte sich und andern offen, daß er „nicht wie ein Leineweber leben könne und wolle,“ die Aussicht, über die Stufe des Gerichtsrats zum Gerichtsamtmanne in einem noch kleinern sächsischen Nest befördert zu werden, erschreckte ihn eher, als daß sie ihn reizte. So beschloß er zur Advokatur überzugehen. Er durfte der Klarheit und Schärfe seines Blicks vertrauen, die ihn in jedem dunkeln, strittigen und zweifelhaften Fall immer den Hauptpunkt erkennen ließen, er hatte ein seltenes Talent der Menschenbehandlung und bedeutende rednerische Kraft, ohne eine Spur von Zungendrecherei oder Schönrhederei. Die Aussicht, als Anwalt verhältnismäßig rasch zu einer sichern Unabhängigkeit zu gelangen, wog manches Opfer auf, das gebracht werden mußte, und wenn ihm anfänglich auch „eigen zu Mute war, nun für immer in Zittau festgebannt zu sein,“ so überwand er sich um so tapftrer, als er gleich zu Anfang der neuen Laufbahn großen, beständig wachsendem Vertrauen begegnete.

Der Beginn seiner Rechtsanwaltschaft fiel mit einigen Abschlüssen in seinem innern Leben zusammen. Warmen Herzens und heißen Blutes, von höchster Em-

pfänglichkeit für weibliche Anmut und Liebenswürdigkeit hatte er sein fünfunddreißigstes Lebensjahr nicht erreicht, ohne durch mancherlei Herzenserlebnisse hindurchgegangen zu sein. Auch hier waren die im gründlichen Irrtum, die ihn auf ein paar Außerlichkeiten hin leichtfertiger Empfindung ziehen. Ganz im Gegenteil erwuchsen ihm aus der zähen Treue seiner Natur die bittersten Kämpfe. Er riß sich schwer auch da los, wo er geirrt hatte, und fand die furchtbarste Erfahrung des Lebens darin, daß „da eine leere Stelle sein könne, wo Liebe gewesen ist.“ — Auch als er in Zittau, auf Grund einer herzlichen Neigung, sein Haus gegründet hatte und wohlgedeiheude Kinder um sich aufwachsen sah, blieb ihm immer die alte ritterliche Weise der Frauenverehrung, das Wohlgefallen an allen schönen, anmutigen Erscheinungen. Die Anwesenheit von Frauen, die er verehrte, oder deren Geist und Naturell er schätzte, belebte ihn jederzeit, die Abneigung großer Gruppen philiströser Männer gegen Frauengesellschaft war ihm schlechthin unbegreiflich, auch der schlichtesten Frau gegenüber zeigte er gern huldigende Aufmerksamkeit. In spätern Jahren beglückte es ihn, seinen schön erblühenden Töchtern allsommerlich ein Stück Welt zu zeigen und mit ihnen namentlich Regensburg, München, das bayrische Hochland oder die Rheinlandschaften, die Stätten der eignen Erinnerungen, aufzusuchen. In der Mischung von jugendlich bleibender Beweglichkeit und einem behaglich-hausväterlichen Behaben seines spätern Lebens lag ein großer Reiz und die Bürgerschaft der tief innersten Gesundheit seines Wesens.

Durch und durch kernhaft und erfreulich zeigte sich auch die Art und Weise, wie er seinem Beruf oblag, aus einem geachteten ein einflußreicher, vielgesuchter Anwalt wurde, den erweiterten Kreis seiner Pflichten erfüllte und dabei doch blieb, der er war, und sich die armelige Klugheit, die Götter seiner Jugend zu verleugnen, weit vom Leibe hielt. Er lächelte, wenn ihm ein Bedauern ausgesprochen wurde, daß er sein Pfund in der Provinzialstadt vergraben müsse, und meinte wohl: Gerade die kleine Stadt kann mich brauchen, jede deutsche Stadt sollte einen Kerl wie mich haben. Er lebte gern in den gewohnt gewordenen Verhältnissen, aber drei Jahrzehnte seines Aufenthalts hatten keine einzige Eigenschaft eines Kleinstädters in ihm gezettigt. Nicht eine Begeisterung, von der er je erfüllt war, hatte er über Bord geworfen, an allem, was er je mit innerlicher Teilnahme aufgenommen hatte, hielt er fest, das Landhaus, das er sich am Waldsaum des Dybinthals erbauen ließ, zeugte von seinem malerischen Sinn und seinem feinen, unaufdringlichen Stilgefühl. In seiner Stadtwohnung sammelte er in Buch und Bild, in Abguß und Kupferstich seine Lieblinge um sich; auf allen Gebieten blieb er dem Großen, Echten und Eigenartigen dauernd zugewandt. Nichts schrumpfte in ihm ein, und immer blieb er bereit, an seinem Verständnis, an seiner Empfänglichkeit für die Kunst in jeder Form, für so vieles geistig Mächtige auch andre teilnehmen zu lassen. Bei Auführungen, in der Gründung und Erhaltung eines Konzertvereins, in der Vermittlung von Vorträgen und ähnlichen Anregungen hatte er vielleicht in jeder deutschen Stadt von gleicher Größe und Wohlhabenheit einen oder auch etliche Rivalen. Aber in der Art, wie er im geistigen Zusammenhang mit den großen Vorgängen und Entwicklungen der Welt blieb, in der Sinnesweise und persönlichen Haltung, mit der er eine Säule seiner Kleinstadt war und doch nie ein Kleinstädter wurde, blieb er eine beinahe einzige und jedenfalls höchst vorbildliche Gestalt.

Die Freundschaft, die mich in früher Jugend mit Andreas Oppermann verknüpfte hatte, wurde durch seinen fortgesetzten, nie erlahmenden Anteil an meinen Lebensschicksalen und Arbeiten, durch häufige persönliche Begegnungen, die leider

meist nur auf einige Tage beschränkt blieben, durch einen ziemlich regelmäßigen Briefwechsel, durch mancherlei gemeinsame Beziehungen über die Jahre und Jahrzehnte frisch erhalten. Seine Briefe wären im größern Umfang mittheilenswert, sie würden nicht minder als seine veröffentlichten Aufsätze für die Freiheit, den unbestechlichen Grad des Urtheils, aber auch für die warme Empfindung zeugen, die er für ernstes Ringen an den Tag legte. Die tiefe warme Theilnahme für mich persönlich und für mein Streben blieb sich durch die Jahre und Jahrzehnte immer gleich. Von dem Briefe, den er mir am 18. Dezember 1863, nach Friedrich Hebbels Tode, schrieb: „Die betrübende Nachricht von Hebbels Tode hat mich sehr bewegt, und ich fühle mich gedrungen, dir wenigstens mit wenigen Worten zu sagen, daß sie mich zunächst auch um deinetwillen tief geschmerzt hat. Du hast manche Hoffnung für Gestaltung deiner Zukunft an den edeln und großen Mann geknüpft, dies ist verschwunden. Und doch sein Vermächtnis lebt. Laß dich nicht zu sehr bewegen. Laß, wenn der Schmerz seinen heftigsten Stachel verloren hat, sein Beispiel dir eine kräftige Mahnung sein, auf eignen Füßen und mit den eignen Kräften nach den höchsten Zielen zu streben. — Sein Vermächtnis an dich ist sein Vertrauen, das er in dich gesetzt hat!“ bis zu den letzten Zeilen, die ich acht Tage vor seinem Tode von ihm empfang: „Zwischen uns, liebster Freund, steht nichts und wird auch nichts stehen, außer meinem Alter und das mich wurmende Gefühl, daß du immer und immer wieder nur als tüchtiger Geschichtschreiber und als Dichter schöpferischer, schöner Gebilde nur in zweiter Linie aufgeführt wirst. Das ärgert mich und macht mich verdrossen, ach! wäre ich zwanzig Jahre jünger, wie wollte ich diesen Ärger zerfetzen!“ äußerte sich seine Theilnahme hundertfältig, oft scharf kritisch, oft lebhaft anerkennend, immer fördernd, warm und exquidlich, immer empfänglich und doch immer fordernd und anspornend. Seine Briefe über alles, was ich gethan und versucht, darf ich nicht hier anführen, aber auf den Gewinn so innerlicher und nie wankender Theilnahme wohl ein wenig stolz sein. Der einzige Mangel, der ihn in Zittau drückte, war das Fehlen von einem oder zwei Menschen, an deren geistigem Gedeihen er Theil nehmen und gleichsam persönlich eine Entwicklung erleben konnte. „Wollte mir der Himmel unter den Herren Oberlehrern doch einen latenten Lyriker (s müßte aber ein wirklicher sein!), den ich fördern könnte, oder noch lieber einen von den tausend kleinen Landschaftsmalern schicken, die das Auge haben, was Gescheites zu sehen, wenn ihnen nur einer den Star stäche! Ich glaube, ich käme noch auf meinen alten Plan, einer Geschichte der Landschaftsmalerei zurück, der längst versungen und verthan ist, zurück, wenn ich einen Maler hätte!“ Jedem Menschen seiner Umgebung, bei dem er einen Hauch geistigen Lebens spürte, kam er „frisch und aufgeknüpft,“ wie er sagte, entgegen. Einige Jahre hindurch wurde ihm das Glück zu teil, daß sein Neffe, der Theolog Georg Rietschel, der gegenwärtige Leipziger Professor, als Oberpfarrer in Zittau lebte; er that sich im Familienverkehr wie im ernstesten geistigen Austausch mit diesem weidlich genug — Rietschels baldiger Wegzug nach Wittenberg war für ihn ein harter Schlag. Obgleich Oppermann gar nicht danach angethan war je einzurosten, seine große und immer bedeutendere Praxis als Rechtsanwält ihn an sich zu zahlreichen Reisen nötigte, er darüber hinaus in jedem Jahre ein größeres Stück Welt sah und nach seiner Weise genoß, so blieb ihm die Entbehrung eines täglichen Verkehrs, wie er ihn in jungen Jahren gehabt hatte, immer empfindlich. Der Mann der Klagen über unabänderliche Dinge war er nun freilich nicht, und eine Thätigkeit, die ihm unabhängiges Behagen und

seinen Kindern eine gesicherte Zukunft schuf, konnte er nie geringschätzig ansehen; aber daß er in Stunden des Unmuts gelegentlich einmal über den Kleinram und die öden Geschäfte wetteuerte, war ihm auch nicht zu verargen.

Die Kunst in jeder Gestalt blieb ihm immer gleich teuer, und in seinem Kunsturteil sprachen wohl wie bei allen etwas isolierten Menschen Jugendeindrücke und frühe Gewöhnungen ein wenig mit. Aber seine Aufnahmefähigkeit erschien doch als eine selten mächtige. Unüberwindlich blieb ihm, dem energischen Realisten, die rohe Frechheit und noch unüberwindlicher die zu größerer Glorie des Progentums in Szene gesetzte Elendskunst. Er schäumte geradezu nicht über Hauptmanns „Weber,“ aber über das Publikum, das sie im Berliner Deutschen Theater bejauchzte. Die geistige Lüge des bloßen Könnens bei einer Anzahl von Halb- und Vierteltalenten erschreckte ihn schon lange vor dem Beginn der modernen Bewegung. Ende 1869 hieß es in einem seiner Briefe: „In München habe ich wenig Genuß gefunden. Das Nest hatte sein schlechtestes Kleid und ist dann fürchterlich, und die Ausstellung (Kunstaussstellung) war sehr ermüdend, aber desto weniger erquicklich, ein babylonischer Turmbau von allem möglichen Können, ich bin förmlich geflohen, um wieder fortzukommen.“ Ihm schwebte damals noch immer die große historische Kunstaussstellung von 1858 vor, wo er in Fr. Prellers (des Vaters) Odyssee-landschaften, in Schwinds „Sieben Raben“ und Rethels Hannibalzug förmlich geschwelgt hatte.

Völlig beglückende Kunstindrücke brachte er von zwei Reisen nach Belgien und Holland heim, er wurde nicht müde, stundenlang davon zu erzählen und seine Hörer bei der Gelegenheit zu überzeugen, daß ihm die glänzende Gabe mündlicher Erzählung und Schilderung, die vordem seine Kommilitonen und jüngeren Künstlerfreunde entzückt hatte, auch für spätere Tage treu geblieben war. Die Kunstindrücke, die Oppermann in spätern Lebensjahren zu teil wurden, erschienen, im Vergleich mit der Regelmäßigkeit der frühern, mehr sporadisch. Dann überraschte doch wieder die Entdeckung, nicht nur wie gut er gesehen, sondern auch was er alles gesehen hatte. Er war eben blitzschnell einmal in Dresden, Berlin und München, er verstand es, ein paar Stunden, die ihm zwischen zwei Geschäften oder Amtspflichten blieben, rasch für sein nie rastendes Bedürfnis nach geistigen Anregungen zu benutzen. So war und blieb er denn auch ein unermüdlicher Leser. Durch die lange Reihe seiner Briefe an mich, und ich mutmaße auch an andre, ziehen sich motivierte Urteile und gelegentliche Bemerkungen hindurch, die von seinem immer regen Interesse für die neuere und neueste Litteratur zeugen. Freilich die schlechte Modernität, die nur am Neusten Anteil nimmt, war einem Menschen wie ihm fremd. Er griff bei jedem Anlaß zum längst Vorhandnen zurück, ein Aufsatz über Hölderlin, den ich ihm sandte, regte ihn an, sich einmal wieder tief in die elegische Hoheit von Hölderlins Lyrik hineinzulesen.

Wurde er von der dünkelfhaften Willkür fremder Urteile gereizt, so konnte er eine natürliche Neigung zu Paradoxen nie völlig besiegen. Wenn die jüngsten Stürmer und Dränger die Jugendsichtungen Goethes zum Spiegel ihres Selbst mißbrauchten, nahm er wohl die Miene an, sich am Werther und dem Urfaust nicht mehr entzücken zu können und erklärte trozig, der alte Goethe komme gleich nach der Bibel und stehe hoch über dem jungen. Wenn ihm leblose und manierierte Dichtungen durch Autoritätsurteile aufgedrängt werden sollten, so bemerkte er nur, daß sich „die diffizilsten Burschen, die sich allem Bedeutenden gegenüber, das in unsrer Zeit geschaffen wird, abweisend verhalten, sehr oft durch die gespreizteste

Gefuchtheit dupieren lassen.“ Er warf gelegentlich hin, er sei kein Kritiker und ihm gefalle eigentlich alles — in Wahrheit war er eine so feinkritische als lebhaft empfängliche Natur, und selbst seine gewagtesten oder wunderlichsten Aussprüche gingen nie aus bloßer Laune hervor, sondern bargen regelmäßig einen Kern, über den nachzudenken sich lohnte. Wertvoll für ihn war es, daß er immer das Ganze aller Kunst im Auge behielt; da er fern von allen Kunstliken, Litteraturringen und Lobhudelaffekuranzen lebte, ließ er sich durch die bei diesen gebräuchlichen Schlagworte keinen Augenblick verblüffen. Wer ihm mit großstädtischen Ansprüchen von oben herunter imponieren wollte, fuhr in der Regel übel. Da Oppermann das Vollbewußtsein in sich trug, bedeutend freier und von größeren Anschauungen besetzt zu sein, als der Normalberliner oder der Durchschnittshamburger, so erschien ihm jeder großstädtische Dünkel als eine Überhebung und Lächerlichkeit, obwohl er natürlich recht gut die Vorzüge des Lebens in einer Großstadt zu würdigen wußte.

Lokalen Einwirkungen war weder seine Natur noch im allgemeinen seine geistige Anschauung leicht zugänglich. Nur in seinem politischen Verhalten waren vorübergehend solche Einwirkungen zu spüren. Im Entscheidungsjahre 1866 hatte Andreas Oppermann, trotz seiner im innersten Kern konservativen Überzeugungen, die Wandlung der deutschen Dinge mit heller Freude begrüßt. Den Brief, den er mir (Zittau, 9. August 1866) in dieser Zeit schrieb, ist nicht nur höchst bezeichnend für seine feste Parteinahme, sondern auch für den Schwung, die rüstige Thatkraft seines Wesens, der auf hoher Woge besonders wohl war. „Mir ist es im ganzen sehr gut in dieser Zeit ergangen. Die ersten Tage der Kriegserhebung — ich wäre in Ostrix beinahe von preussischen Truppen abgeschnitten worden — hatten etwas Beunruhigendes. Großartig war der Übergang des vierten Armee-corps über unsre Berge. Ich kann wohl sagen, ich war von banger Erwartung für das preussische Heer erfüllt, und mehr als einmal hatte ich an dem düstern regenvollen 25. Juni die schwere Befürchtung, es möchten diese trefflichen Truppen in unsern Bergen alle vernichtet werden. Zeit genug hatten die Oesterreicher, sie zu besetzen. Gott sei Dank trat dieser Fall nicht ein, und mit Jubel empfingen wir die Nachrichten vom nahen Kriegsschauplatz. Es war in diesen Tagen ein bewegtes Leben hier. Truppendurchmärsche, Einquartierungen, Proviantkolonnen hin und her, Lieferungen, Durchfahrt von Hunderten und Tausenden von Fouragewagen. Im Anfang kam das alles etwas erdrückend einem auf den Hals und konnte nicht genügend allen Anforderungen Folge geleistet werden. Ich war Tag und Nacht auf den Beinen und hatte namentlich mit dem Einquartierungsgeschäft viel zu thun. Das vom Stadtrat organisierte Einquartierungsbureau erwies sich als untauglich und wurde völlig anders gestaltet. Erleichtert wurde die Last durch die ganz vortreffliche Haltung der braven preussischen Truppen. Offiziere und Mannschaften sind über allen Tadel erhaben. Man empfand, daß der Kern des deutschen gebildeten Volks in diesen an sich traurigen, doch endlich notwendigen Krieg ging. — Nachdem der Kanonendonner verhallt war, den wir hier noch hörten, kam das menschliche Elend in seiner grausigsten Erscheinung uns zu Gesicht. Tausende von Verwundeten zogen Tag und Nacht vor unsern Augen vorüber. Da galt's zu pflegen und zu sorgen und manche Not zu lindern. Ich errichtete mit andern hier einen Verein zur Pflege, der nun, leidlich organisiert, gute Dienste thut. Namentlich sind wir imstande, unser Lazarett, das durchschnittlich zweihundert Schwerverwundete birgt, aufs beste mit allem zu versorgen. Der einzige Lohn ist für alles das der Dank der armen Menschen, die sich hier, soweit es die Umstände gestatten, wohl fühlen. Ich

bin jetzt mehr Lieferant als Advokat, ich mache alle Einkäufe an Wein, Cigarren, Tabak, Fleischextrakt, Braten, Leinwand, unterhandle mit Schneidern, lasse Jacken und Hosen machen, schreibe da und dorthin nach Schuhen, Stiefeln, Gummikissen, Citronen, Apfelsinen, kaufe Zucker, Kaffee, Tabakpfeifen usw.

„Ich sage dir, manchmal war mir etwas wirr zu Mute, zumal ich im Anfang keine Nacht ordentlich schlief, indem ich eine Nacht um die andre von sechs bis zwölf oder zwölf bis sechs Nachtdienst und erst die dritte Nacht frei hatte, die man aber womöglich mit Offizieren verschwärmte. Dabei zu Hause Einquartierung, bis jetzt vierundsechzig Köpfe, die gute Verpflegung bedurften. Jetzt habe ich im Quartier den Oberstabsarzt unsers Lazarett's, einen prächtigen Kerl aus Schleswig. Der Kommandant unsrer Stadt, ein Herr von Scopnick, war lange Zeit in Afrika, mit meinem Bruder Heinrich befreundet, und ein lieber, braver Gefelle, Gentleman durch und durch, aber leider ein Kneiper. Wir kneipen da nun täglich sehr viel und lustig. Trotz mancher angenehmen Stunde, trotz des erfrischenden Lebens, das der Krieg in unsre Stadt gebracht hat, habe ich mich sehr hinausgesehnt und beneide dich, daß du zwischen den grünen Almen sitzt. Nun noch ein Wort. Ich gehöre zu denen, die sich unbedingt über den Sieg der preussischen Waffen freuen. Das langgefränkte, an der Nase herumgeführte Preußen, dessen Rechte seit 1815 verkümmert und verjammert waren, hat trotz dieses Drucks sich als ein zur Herrschaft allein berechtigter Staat gezeigt. Es ist fünfzig Jahre lang gesungen und gebrüllt worden: Was ist des Deutschen Vaterland? — wir wissen es jetzt — Preußen! Unsre Verkümmertung war so groß, daß wir aus Faulheit uns in die schwarzrotgoldnen Träume einwebten, die eigentlich nichts waren, als die Permanenz-erklärung deutscher Kleinstaaterei. Dem allen ist hoffentlich jetzt der erste Hieb an die Wurzel gesetzt!“

Man muß sich eingestehn, daß der Schreiber dieses Briefs nach der Wiederaufrichtung des Reichs schwerlich in den Reihen der Opposition gegen die neuen Zustände gesucht werden konnte. Nichtsdestoweniger gefellte sich Oppermann bei spätern Reichstags- und Landtagswahlen zu den Anhängern der Fortschrittspartei. Hier müssen lokale Einflüsse und Zufälligkeiten, die sich meinem Urtheile entziehen, mitgespielt haben. Sicher aber war es noch ein andres Motiv, das die Haltung des Freundes bestimmte. Der stärkste Grundzug seiner Natur blieb die unüberwindliche tödliche Abneigung gegen jede Form der Heuchelei. Nun kann auch der unerschütterlichste Konservative nicht leugnen, daß es Verhängnis just seiner Partei ist, eine schlimme Summe von heuchlerischer Streberei, von einer mit frommen Phrasen aufgepuzten Selbstsucht mitzutragen. Wahrnehmungen dieser Art reizten auch Oppermann. Die Ähnlichkeit seiner Entwicklung mit der gleichzeitigen Theodor Fontanes ist mir bei der Lesung der Fontaneschen Autobiographie noch in letzter Zeit stark aufgefallen.

Doch, wie das auch immer sei, der Vorstellung und dem Dogma, daß die Politik den Menschen der Gegenwart ganz erfülle und womöglich aufzעהre, war Andreas Oppermann um so weniger unterthan, als seine ungeschminkte Frömmigkeit, seine aus allen Zweifeln sich immer wieder emporringende gläubige Natur der irdischen Angst und Not kein so ausschließliches Gewicht beilegen konnte. Daß gleichwohl über allen Parteihader hinaus Größe, Ehre und Zukunft des deutschen Volkes die leidenschaftliche Sehnsucht wie des jungen Studenten so des mählich alternden, aber immer noch jugendlich empfindenden Mannes blieb, gehört zum Bilde seines ganzen Wesens. Politisch kannegießern war ihm dabei immer verhaßt,

das Wort seines Lieblings Gottfried Keller aus den *Seldwylern*, daß ein gutes Glas Wein der Lohn und die Frucht gethaner politischer Arbeit sei und nicht mit schlechtem Geschwätz verdorben werden dürfe, war ihm aus der Seele geschrieben.

In einer humoristischen Auseinandersetzung, wie sie der Freund liebte, bewies er uns einmal, daß die Natur des echten Philisters daran erkannt werde, daß er zu erzählen liebe, was er vor dreißig und mehr Jahren für ein Teufelskerl gewesen sei, und welche Streiche er vollbracht habe, während der rechte Kerl sich darin bewähre, daß er nie von alten Streichen rede, aber gelegentlich mit einem neuen überrasche. Dies traf auf ihn zu, als er längst in Ehren und Würden stand und ernsthaft Dinge ernsthaft erledigte. Denn auf sein Philisterium und die klägliche Scheu vor dem, was die Leute sagen, ließ er andre nicht gern sündigen. Er war den Fünfzig näher als den Vierzig, als eines Abends in einer Zittauer Bierstube die Rede auf Scheinwohlthätigkeit und echte Opferwilligkeit fiel, und Oppermann sich ereiferte und schließlich den heiligen Martin, der seinen Mantel mit einem Armen teilt, ins Gefecht führte. Darob großes Hallo unter den Leuten, die sich nicht gern an ihre enge und kalte Auffassung erinnert sehen. Es ist von einer armen Familie die Rede, die Oppermann mehrfach unterstützt hat, und einer von seinen Widersachern kommt auf den Einfall zu näseln: „Na, Herr Rechtsanwalt, der heilige Martin sind Sie noch lange nicht. Würden Sie für die arme Familie, ich sage nicht den Rock, sondern nur Ihre schönen Hosen hergeben?“ Oppermann springt auf: „Ich versteigere sie auf dem Platz zum besten der armen Familie!“ Helles Gelächter, als er auf ein paar besonders stattliche, ziemlich neue Winterbekleider zeigend ausruft: „Zehn Mark zum ersten!“ Rasch nacheinander folgen die Gebote, je mehr die Herren überzeugt sind, daß das Ganze auf einen Hauptspäß hinauslaufen werde, und kein wohlbestallter Rechtsanwalt und Hausbesitzer daran denken dürfe, die Unaussprechlichen vom Leibe zu veräußern. Die ganze Kneipe gerät in Aufruhr, die höhern Gebote hageln nur so, Oppermann ruft dazwischen: „Zahlung sofort!“ „Zahlung und Abnahme sofort!“ Klingts ihm entgegen. Acht- und zwanzig zum ersten! Neunundzwanzig! Neunundzwanzig zum ersten — zum zweiten — Einunddreißig! — Zweiunddreißig! Zweiunddreißig zum ersten, zum andern, zum dritten und letzten!“ Der Versteigerer läßt seinen Haus Schlüssel auf den Tisch aufklappen, der glückliche Ersteher zieht mit sauerzüßer Miene und der Erwartung das Geldtäschchen, daß sein unerschütterlich ernstbleibendes Gegenüber in das tolle Lachen der andern einstimmen, und das Ganze ein guter Witz ohne Folge werden wird. „Bare Bezahlung gegen Lieferung.“ „Gegen Lieferung!“ bestätigt Oppermann; „Kellner, meinen Überzieher!“ Er streift die Bekleider ab, legt sie zierlich zusammen, streicht von dem verdunsteten Neubesitzer die inzwischen aufgezählten zweiunddreißig Mark ein, grüßt verbindlich: „Guten Abend, meine Herren!“ und geht, während die hinter ihm Dreinlärmenden einig werden, daß er doch ein ewiger Student, ein toller, ja beinahe ein gefährlicher Kerl bleibe, in Überzieher und Unterhosen aus der Kneipe nach seiner glücklicherweise nahegelegnen Wohnung zurück. Nachdem er das Entsetzen seiner Frau über diese Art Heimkunft lachend beschwichtigt hat, schickt er noch an demselben Abend nach der Mutter der armen Familie, zu deren Besten er den heiligen Martin gespielt, und händigt ihr andern Morgens in seiner Expedition die Steigerungssumme ruhig als die Gabe einer lustigen Herrngesellschaft ein.

Daß seitdem in gewissen Kreisen eine gewisse Scheu herrschte, an den Unberechenbaren die Maßstäbe der eignen Solidität und Wohlweisheit anzulegen, kann ich meinen Gewährsmännern aufs Wort glauben. Als ich Andreas einmal mit der

Geschichte neckte, sagte er halb ernst, halb vergnügt: „Man muß den Leuten da und dort mal zeigen, daß man anders ist, als es ihnen paßt.“ — Da er natürlich im gewöhnlichen Verlauf der Dinge es an sich und der strengsten Pflichterfüllung nicht fehlen ließ, so beruhigte man sich bald wieder und blieb nur neugierig, wo die Flamme, die er in sich trug, einmal wieder hervorschlagen werde.

Bis in die ersten neunziger Jahre hinein blieb wie seine Arbeitskraft, so auch sein Lebensmut, seine Lust am fröhlichen Wechsel der Dinge ganz ungemindert. Bei drei Anlässen sah ich ihn gerade in diesen Jahren mit dem ganzen alten Schwung seines Wesens, dem glücklichen Naturell, sich jeder guten Gesellschaft und jeder guten Stunde mit ganzer Hingebung anpassen zu können. Als im Sommer 1891 das Standbild Ernst Rietschels in dessen Vaterstadt Pulsnitz enthüllt wurde, und die kleine Stadt vom fröhlichsten Getümmel erfüllt war, stand er unter den Festgästen in frischer Teilnahme allen voran; wie ein Clanshäuptling hatte er alle Oppermanns und Rietschels und Zahns, und wer sonst zum Stamme zählte, um sich versammelt, belebte alle und fühlte sich glücklich, wie es wenige Menschen heutzutage vermögen. Wieder anders, nicht minder liebenswürdig, frisch wie dreißig Jahre zuvor, als wir uns zuerst begegneten, zeigte er sich, als wir im Herbst 1892 auf der Brühlischen Terrasse in Dresden seine silberne Hochzeit feierten, und seine Kinder und Nichten ein von mir für den Abend gedichtetes Festspiel „Am Dybin“ vor ihm aufführten. Ein dritter unvergeßlicher Abend vereinigte uns ein Jahr später, an einem Konzertabend, den meine Frau und Hofkonzertmeister Petri von Dresden mit ihrem Trio im Bittauer Konzertverein und Stadttheater veranstalteten. Aus all dieser Zeit, auch wenn er auf den monatlichen Reisen zu den Sitzungen der Dresdner Anwaltskammer, deren hochgeachtetes Mitglied er durch viele Jahre war, unerwartet auf eine Abendstunde bei uns vorsprach, habe ich nur den Eindruck behalten, daß er noch ein paar Jahrzehnte es mit jedem aus der kleinen Menschengruppe aufnehmen könne, die die Jugend in die spätern Jahre hinübergereitet hat. Leider untergrab schon damals ein Leberleiden seine ehemals so unverwüßliche Gesundheit und nötigte zu wiederholten Badeskuren in Marienbad und zu längern Arbeitspausen in seinem geliebten Dybin. Aber jede Besserung, die infolge dessen eintrat, schien ihm auch auf der Stelle die volle Elastizität und die fröhliche Sicherheit andrer Tage zurückzugeben, sodaß bis in die letzte Zeit selbst seine nächsten Angehörigen keine ernste Sorge hegten. Das gute Gestirn, das über seinem Leben geleuchtet hatte, gönnte ihm im Januar 1896 einen raschen, beinahe schmerzlosen Tod.

Menschen seiner Mischung und seines Gepräges sind zu aller Zeit selten gewesen, sie werden es heute immer mehr, weil, was sie äußerlich erreichen können, für Leute andern Schlags eben auch erreichbar scheint, und weil die meisten, die sich etwa seines Geistes dünken, ganz andre Ansprüche an Genuß, an Ruhm, an Geltung stellen wie er. Was er innerlich besessen, in seinem Sinne genossen hat, sich selbst und andern gewesen ist, danach fragen immer nur etliche, die die Frage: „Was ist Glück?“ zumeist in andern Sinne beantworten, als die Durchschnitts- und vollends als die Übermenschen der jüngsten Generation. Daß ein Mann wie Andreas Oppermann in der zweiten Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts seine Besonderheit bewahren, in mäßigen Zuständen gedeihen, sich voll ausleben konnte, wird der vielgeschmähten Periode immer zum Lobe gereichen. Er war eine Individualität und eine Natur im Sinne einer Kultur, die mit der schärfsten Selbstständigkeit sowohl die Achtung vor dem Recht der andern, als das Mitleid mit der menschlichen Bedürftigkeit für vereinbar hielt, die sich selbst im lachenden Über-

mut und dem Kraftgefühl ein Maß setzte. Bis zuletzt flößte ihm die Verherrlichung des gebrochenen Menschen in der litterarischen Decadence einen entschiednen Widerwillen ein, er forderte, wo nicht Krankheit den Willen beugte und zerriß, vom Einzelnen die seinen Verhältnissen entsprechende Wiederaufrichtung und höchste Widerstandskraft. In eine Zeit, die keine Individuen mehr kennt, sondern nur Typen und Massen, hätte er nicht hineingepaßt; aber er mochte auch niemals glauben, daß solche Zeiten kämen, und meinte lachend, daß ein einziger genialer Satiriker hinreichen würde, ihren ganzen Druck abzuschütteln.

Es ist möglich und würde nur zu billigen sein, daß aus seinem Nachlaß eine Anzahl vortrefflicher zerstreuter Aufsätze und Reden gesammelt und veröffentlicht wird. Viel willkommener und wertvoller wäre es dennoch, wenn einige derer, die ihn gekannt haben, ihre Eindrücke und Erinnerungen an die lichte, lebensvolle Gestalt festhalten wollten, wie es hier versucht ist. Denn ich sage noch einmal, ich denke nicht gering von seinen litterarischen Arbeiten und freue mich, daß sich das Buch „Ernst Rietschel“ fort und fort behauptet. Aber daß der Mensch über dem Rechtsgelehrten, dem Anwalt, dem Schriftsteller und Kunstkritiker stand, ist nicht nur meine, sondern die Überzeugung eines jeden, der das Glück gehabt, ihn zu kennen, zu lieben und ein unvergeßliches, wertvolles Stück Leben mit ihm zu teilen.



## Der goldne Engel

Erzählung von Luise Glaf

(Schluß)



ie Adresse kam; nach zwei Tagen voll Zögerns und Überlegens, ob hier eine Pflicht zu thun sei, oder nur ihre alte Überschätzung sich in Dinge mischen wolle, an die sie nur ein sehr bescheidenes Recht habe, schrieb Lina dem Sammler und wartete mit heißem Herzklopfen acht, vierzehn Tage vergeblich auf Antwort.

Dann stand der Mann plötzlich in ihrer Stube, mitten unter den Behrmädchen, die sich mit Tuscheln und Richern noch tagelang über den Stutzbart, das weiße Haar und das rosig frische Gesicht des Fremden verwunderten, der mit übersprudelnder Rede zwischen Plättbrett und Rohrputze vordrang und dann Fräulein Lina entzündenderweise beinahe drei Stunden lang ihrer Aufsichtspflicht entzog.

Sie haben mir geschrieben? Fräulein Städel, nicht wahr? — Schön! — Sie selber? — Schön! Ich danke. Ein Brief ist immerhin etwas, aber eigentlich gar nichts. Sehen, sehen ist Hauptsache, Alles, Einziges. — Zeigen Sie mir! — Modell? Vielerlei? — Hm. — Ich habe noch nichts derart, aber man muß alles sehen, was man sehen kann. Je vollständiger ich zusammenbringe, wie oft sich die Menschen in allen Stücken irren mußten, ehe sie das Rechte fanden, desto lehrreicher für die Nutlosen und die Spötter. Schließlich vermache ich meiner Vaterstadt die Sammlung, und die Bergnütungsreisenden werden sie anglozen und sich wundern